

Silke Kruse, Udo Kruse

Nachkriegsalltag in Hamburg

*Erinnerungen an die
bewegten „Fünfziger“*

mit Beiträgen der Zeitzeugen

Christa Heise-Batt, Helmut Reinbeck und Walter Kruse
sowie Fotos aus den 50er-Jahren von Ernst Hübener

Medien-Verlag Schubert



Inhalt

| | |
|--|----|
| Wir kannten das alles nicht anders | 5 |
| Drei Haushalte in zwei Wohnungen - Im eigenen Garten und beim Kaufmann „um die Ecke“ - Hamburgs Unternehmer produzierten wieder - Kleinkunst in den noch rauchenden Trümmern - Großes Theater - Beckmanns Schicksal - „Darf es etwas mehr sein?“ | |
| So ging es wieder los | 14 |
| - Hamburgs Hunger nach Kultur und Information | 14 |
| - Begeisterte Schulfunkhörer | 18 |
| - Rasselbande und Tierfreund | 19 |
| - Ansonsten versorgten wir uns selbst | 21 |
| - Beim Kaufmann „um die Ecke“ | 24 |
| - Werner Otto stellte erst einmal einfachste Schuhe her | 29 |
| - Damals Neckermann, Otto und Quelle - heute Amazon | 30 |
| - Bei Beiersdorf ging es unter schwierigen Bedingungen wieder los | 31 |
| - Auf dem Weg in die Modernität | 33 |
| - Das Fräulein von „gestern“ | 35 |
| - Christa Heise-Batt: Eine Frau setzt sich durch | 37 |
| - Mit Minirock und Jeans gegen die Mode unserer Mütter | 40 |
| - 40 Stunden sind genug! | 43 |
| - Die Last unserer Väter | 44 |
| Als die Ansprüche wuchsen | 47 |
| - Dann wurde nachgeholt. Und wie! | 47 |
| - Die Hamburger feierten wieder | 47 |
| - Zeit des Sonntagsbraten, der Eintöpfe und des Grünkohls | 50 |
| - Medien und Werbung veränderten den Alltag gewaltig | 53 |
| - Clemens Willenrod kochte für alle | 53 |
| Angekommen in der Normalität | 58 |
| - HH statt BH | 58 |
| - Der Spaziergang am Sonntagnachmittag | 60 |
| - Wenn wir Hamburger nach Hamburg fuhren | 64 |
| - Am Tor zur Welt: Begrüßung großer Pötte | 68 |
| - Von Zöllnern und Schmugglern | 71 |
| - Wir Mädchen haben unser Poesiealbum geliebt | 74 |
| - Stürmische Nachfrage nach Lesemappen | 75 |
| - Buchgemeinschaften füllten die Bücherregale der Hamburger | 77 |
| - Das Waschbrett wurde aussortiert | 80 |
| - Alles wurde fotografiert | 82 |
| Anhang: Dokumente zum Neuanfang | 84 |
| - Walter Kruse: Meine Kriegsgefangenschaft in Russland | 84 |
| - Wiederaufbauurkunde für freiwillige Helfer | 88 |
| - Abschaffung der Lebensmittelkarten | 89 |
| - Helmut Reinbeck: Aufregungen um die „Stunde Null“ | 90 |

Wir kannten das alles nicht anders

Wir – die Verfasser dieses Buches – wurden gleich nach Kriegsende geboren. Deshalb gehen unsere Erinnerungen nicht bis in die harten ersten Nachkriegsjahre zurück. Aber an das Hamburg Anfang der Fünfzigerjahre können wir uns noch gut erinnern. Die kaputte Nachkriegswelt war für uns normaler Alltag. Auch wenn überall Mangel herrschte. Auch wenn die Wohnungen eng und karg ausgestattet waren – so wie wir sie in unserem ersten Band geschildert haben. Wir kannten das alles ja nicht anders. Immerhin aber war die größte Not vorbei, so dass die Lebensmittelkarten 1950 abgeschafft werden konnten. (s.S.89). Wir kannten sie nur noch vom Hörensagen. Zu essen gab es inzwischen nämlich genug. Die Zeit, in der einige Scheiben Brot, etwas Margarine, zwei kleine Kartoffeln und etwas Suppe reichen mussten, um über den Tag zu kommen, haben wir nicht bewusst miterlebt. Unsere Eltern dagegen hatten sie noch genau in Erinnerung und auch später nicht vergessen.

Wir dachten damals nicht darüber nach, warum viele unserer Freundinnen und Freunde ohne Vater aufwuchsen. Auch dass wir auf den Straßen immer wieder Männern mit gelben Blindenarmbinden und beinamputierten Kriegsversehrten in abgenähten Hosen begegneten, wunderte uns nicht. Sie gehörten ebenso zum Alltag wie die stundenlangen Suchmeldungen des Roten Kreuzes, die wir „mit halbem Ohr“ im Rundfunk hörten. Wie man sich doch an alles gewöhnen kann!

Manche unserer Nachbarn waren Flüchtlinge oder Vertriebene. Man merkte das oft an ihren Dialekten. Sie sprachen schlesisch, ostpreußisch oder pommerisch. Das war



*So sah unsere Welt 1948 aus.
oben: Schulkinder auf dem Schulweg in der
Wamannstraße in Hamburg-Barmbek.
unten: Kinder spielen munter in den Ruinen.*



Etwas Linderung der Wohnungsnot brachten die Nissenhütten, in denen in Hamburg 1951 noch rund 14.000 Menschen lebten.



Kriegsgeschädigte gehörten noch lange zum Straßenbild in Hamburg (1948).

häufig nicht zu überhören – zum Beispiel beim Einkaufen beim Kaufmann. „*De is doch een ut de kole Heimat*“, hieß es oft. Mit „*kole Heimat*“ (kalte Heimat) waren im Gegensatz zum gemäßigten Hamburger Klima die östlichen Landesteile (Ostpreußen, Pommern) mit mehr kontinentalem Klima gemeint.

Neben den Heimkehrern waren damals Zehntausende von ihnen nach Hamburg gekommen. Sie alle mussten neben den vielen Ausgebombten und den nach den Bombennächten 1943 ins Umland evakuierten „*Butenhamburgern*“ untergebracht und versorgt werden. Und das vor dem Hintergrund von rund 277.000 zerstörten Wohnungen.

Etwas Linderung brachten die von den Briten aufgestellten Nissenhütten¹, meistens in Siedlungen mit 28 Hütten ohne Wasseranschluss und zwei Baracken für primitive Wasch-

becken und Plumpsklos. Wir können uns noch genau an diese Siedlungen erinnern. Immerhin lebten 1951 noch rund 14.000 Menschen in diesen Hütten. Und wenn wir ehrlich sind, müssen wir uns heute eingestehen, dass wir damals als Kinder mit Vorsicht in diese Siedlungen schauten. Überhaupt taten sich viele Hamburger in ihrer Trümmerwelt nicht leicht damit, die Eingliederung der Zugezogenen ohne Weiteres zu akzeptieren, wurden sie doch in dieser ohnehin schweren Zeit als zusätzliche Belastung und auch als Konkurrenz um Arbeit empfunden. Deshalb schlug ihnen vielfach Ablehnung entgegen. So blieben manche Fremden fremd unter Landsleuten. Das ist ein Thema, das das 2015 bei der Ankunft von Flüchtlingen aus Budapest so beeindruckend hilfsbereite Hamburg mit seiner weltweit gelobten Willkommenskultur² auch vor dem Hintergrund der heutigen weltweiten Kriegs- und Vertreibungsprobleme durchaus noch aufarbeiten sollte. Noch gibt es Zeitzeugen!

Anfang der Fünfzigerjahre jedenfalls spielten viele von uns munter zwischen Trümmern. Wie wir in unserem ersten Band geschildert haben, gingen wir in die mit mehr

als 50 Kindern stark überbesetzten Schulklassen. Und das mit der gleichen Freude und der gleichen Abneigung mit der heute Kinder in Klassen mit halb so vielen Schülerinnen und Schülern gehen. Dass Stunden ausfielen, nahmen wir hin. Nachmittagsunterricht gehörte für uns wie selbstverständlich dazu und wurde nicht als etwas Besonderes oder gar Nachteiliges empfunden. Es war die Zeit, in der bei „Frechheit, Ungehorsam und vorsätzlicher Störung“ eine körperliche Züchtigung der Schüler durch die Lehrer rechtlich zulässig war. „Maßvolle Schläge mit dem Rohrstock auf die Hand oder auf das Gesäß“ galten als angebracht.³ Wir können uns allerdings nicht daran erinnern, dass die Lehrer hiervon groß Gebrauch gemacht hätten.



Der Rohrstock gehörte noch etliche Jahre zum Schulunterricht. „Maßvolle Schläge“ waren rechtlich zulässig (1946).

Der durchaus im Klassenzimmer vorhandene Rohrstock hatte eher nur Symbolcharakter. Wer gestraft werden sollte, musste sich in die Ecke stellen oder wurde aus dem Klassenzimmer verbannt. Das wiederum kam vor.

Drei Haushalte in zwei Wohnungen

Auch dass die Wohnungen eng und dürftig ausgestattet waren, haben wir im Grunde genommen nicht bemerkt. Viele Hamburger wohnten zur Untermiete. Und dass viele Jungverheiratete oft wegen Wohnungsmangel noch viele Jahre bei den Eltern in deren ohnehin engen Wohnungen wohnen blieben, wunderte uns nicht. Offensichtlich war das so üblich. Die Statistik verzeichnet dazu nüchtern, dass sich damals durchschnittlich drei Haushalte zwei Wohnungen teilen mussten.

Trotzdem: In unseren Erinnerungen ist die Nachkriegszeit gewiss nicht die schlechteste Zeit in unserem Leben. Sicherlich trug dazu auch bei, dass unsere Eltern diese aus heutiger Sicht dramatischen Umstände nicht dramatisierten. Sie förderten vielmehr eine positive Einstellung. Sie waren ja selbst auch dankbar, dass die elenden Kriegsjahre vorüber waren und sie sich nicht mehr tagtäglich mit dem Überleben beschäftigen mussten (s.S. 90). Im Gegenteil: Den Menschen ging es jetzt Jahr für Jahr besser. Wie wir noch zeigen werden, kamen immer neue Produkte auf den noch vor wenigen Jahren so leeren Markt. Zudem entdeckte die Industrie uns Kinder generell als wichtige Zielgruppe. So startete LEGO seinen sagenhaften Siegeszug. In den Schaufenstern der Spielwarengeschäfte standen Puppen und Puppenwagen, Modellautos und Modelleisenbahnen von Trix und Märklin. Und viele Hersteller führten zur Stärkung der Markenbindung kostenlose Zugaben in Form von Figuren und Papierbildern ein. Wir haben aus dieser Zeit noch einige Alben mit Sanella-Bildern und Margarinefiguren (Menschen, Tiere, Baudenkmäler, Häuser usw.) aufbewahrt. Als Dachbodenfund werden zahlreiche dieser Zugaben heute bei ebay angeboten.



Hans Quest (vorn) als Beckmann in „Draußen vor der Tür“ in den Hamburger Kammerspielen



Zwei Schicksale, wie sie nach dem Krieg nicht unterschiedlicher sein konnten. Hatten der Unteroffizier Beckmann (Foto links) und Walter Kruse (Foto oben) im Krieg und in der Gefangenschaft Gleiches ertragen müssen, so zerbrach Borcherts Beckmann an den sozialen Bedingungen im zerstörten Hamburg; denn er hatte nichts, zu dem er heimkehren konnte. Walter Kruse dagegen wurde in einer „heilen“ sozialen Umwelt aufgenommen. Er heiratete, baute ein Haus und hatte zwei Töchter. Beruflich machte er in der Wirtschaftswunderwelt Karriere.

Lehrfirma, er heiratete, baute ein Haus und hatte zwei Töchter. 2020 starb er im Alter von 96 Jahren. Damit zeigt sich einmal mehr, dass schwierige Lebenssituationen auch eine gewaltige Aufbruchstimmung erzeugen können. Auf die Umstände kommt es an! In der Gefangenschaft hatten Beckmann und Walter Kruse das Gleiche erlebt. Walter Kruses Lebensgeschichte sollte aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich die Kriegsgeneration nach den entbehrungsreichen und unsicheren Kriegsjahren von Geborgenheit und Sicherheit versprechenden überkommenen Lebensmodellen verführen ließ. Wie in unserem ersten Band geschildert, zwängte sich der Mann in die klassische, eigentlich längst veraltete bürgerliche Männerrolle. Von Gleichberechtigung konnte keine Rede sein. Es sei dahingestellt, wie weit sich das im Familienleben auswirkte. Wirtschaft und Gesellschaft allerdings wurden von den klassischen „alten weißen Männern“ geprägt. Wir ergänzen unsere Darstellungen deshalb um zwei weitere Abschnitte über diese Welt. So schildern wir, wie sich Christa Heise-Batt als junge beruflich erfolgreiche Frau damals selbstbewusst gegen die „alten weißen Männer“ durchsetzte. Und mit der Darstellung der Rolle des „Fräuleins“ zeigen wir, dass das viele Frauen nicht schafften oder auch nicht wollten.

Gründung von Radio Hamburg im Mai 1945

Noch vor der Kapitulation hatte die britische Militärregierung am 4. Mai 1945 Radio Hamburg gegründet, das zum 30. September 1945 in den uns noch vertrauten Nordwestdeutschen Rundfunk (NWDR) als gemeinsame Rundfunkanstalt für die gesamte Britische Besatzungszone umgewandelt wurde (heute der altehrwürdige NDR).

Am 1. Januar 1948 wurde der NWDR dann in deutsche Hände übergeben und in eine Anstalt des öffentlichen Rechts für die Länder Hamburg, Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Nordrhein-Westfalen umgewandelt. Erster Generaldirektor war der SPD-Politiker Adolf Grimme.



30. Dezember 1947: Der NWDR wird erster unabhängiger deutscher Sender. Unser Bild zeigt die Überreichung der neuen Satzungen durch den politischen Berater des britischen Militärgouverneurs, Mr. Steel (links) an den Vorsitzenden des Hauptausschusses des NWDR Präsident Dr. Kieselbach (rechts)

Am Aufbau des NWDR war Peter von Zahn beteiligt, den wir vor allem als Auslandskorrespondenten mit der fünfzehnminütigen Radiosendung „Aus der Neuen Welt“ und später der dreißigminütigen Fernsehsendung „Bilder aus der neuen Welt“ kannten und schätzten.

Wir hörten mit Begeisterung Schulfunk

Wir Kinder hörten in den 50er-Jahren mit Begeisterung den Schulfunk. Er war vom NWDR 1947 wieder eingeführt worden.⁹ Die Sendungen wurden bis weit in die 60er-Jahre vormittags und nachmittags ausgestrahlt. Während der Schulferien gab es keinen Schulfunk.

Wenn die Sendungen aus dem NDR-Funkhaus in der Rothenbaumchaussee gesendet wurden, begannen sie mit der Einleitung der Arie des Papagenos aus der Zauberflöte von Wolfgang Amadeus Mozart.¹⁰ Das hat sich bei uns so stark eingeprägt, dass wir auch heute noch, also nach über 60 Jahren immer sofort an den Schulfunk denken, wenn wir die Papagenomelodie hören. Und das geht vielen Bekannten, die damals zur Schule gegangen sind, ebenso.

Wir waren so begeistert vom Schulfunk, dass wir uns häufig auch nachmittags von uns aus vors Radio setzten und zum Beispiel gespannt zuhörten, wie in einem der zahlreichen Hörspiele Matrosen von in Seenot geratenen Schiffen gerettet wurden. Beliebte war lange Zeit die Schulfunkreihe „Neues aus Waldhagen“, die Einblick in

Im „Tante-Emma-Laden“ wurden die meisten Waren lose in Schubladen gelagert. Sie wurden dann beim Kauf in eine spitze Papiertüte gefüllt und abgewogen. Auf dem Foto wird Zucker abgewogen.



kanne aus Blech oder Aluminium die Frischmilch. Sie füllte der Milchmann aus einem Tank ab. Da sie weder pasteurisiert noch homogenisiert war, hielt sie nur kurze Zeit. Insbesondere im Sommer mussten wir deshalb häufiger Milch holen. Weil die meisten Familien noch keinen Kühlschrank besaßen, ging man ohnehin häufiger zum Einkaufen und verbrauchte verderbliche Lebensmittel schnell. Ansonsten wurden die Lebensmittel im Keller frisch gehalten.

Hausbackkuchen beim Bäcker

Da die meisten Küchen noch keine Backröhre hatten, wurde der Sonntagskuchen oft zum Ausbacken zum Bäcker gebracht. Vorbereitet wurde der Kuchen natürlich zu Hause. Hier wurde der Teig hergestellt und auf ein großes Blech gelegt. Das Blech brachte man dann zum Bäcker. Dort wurde jedes Blech mit einem Namen versehen, damit beim Abholen klar war, wem der sogenannte Hausbackkuchen gehörte. Für uns Kinder war das die Gelegenheit, mit in die viel bestaunte Backstube zu kommen.

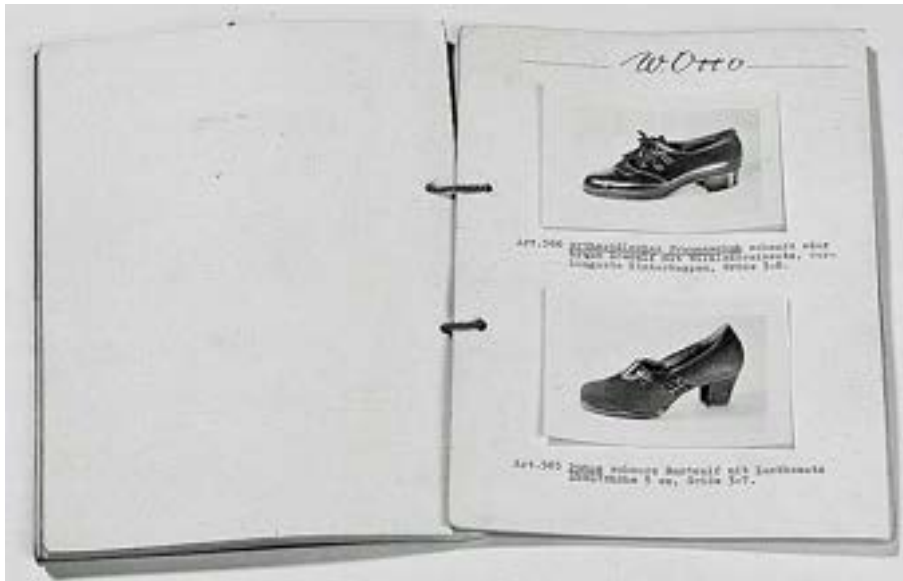
Heile Kaufmannswelt im Kinderzimmer

Die aus heutiger Sicht „heile Kaufmannswelt“ wurde im Kinderzimmer nachgespielt. Der Vater der Verfasserin hat den ihr 1954 zu Weihnachten geschenkten Kaufmannsladen unter dem Tannenbaum fotografiert (siehe S. 28). In einem solchen Kaufmannsladen konnten wir Kinder dann so einkaufen oder verkaufen, wie wir es bei den Erwachsenen gesehen hatten. Die lose Ware wurde sorgsam abgewogen und in die obligatorischen Papiertüten verpackt. Natürlich hatten wir auch eine Waage und eine Registrierkasse mit Klingelton. Allerdings waren die Papiertüten immer knapp.

Udo Jürgens schwärmte von Tante Emma

Die „heile Welt der Tante Emma“ ging schon Ende der 50er-Jahre in die Brüche. Tante Emma und Kaufmann Knupper mussten gehen, weil sie der mit dem zunehmenden

In Schnelsen stellte Werner Otto erst einmal einfachste Schuhe her



Der erste Otto-Katalog erschien 1950 in 300 handgebundenen Exemplaren mit eingeklebten Fotos und mit einer Kordel verbunden.

Nach Kriegsende waren Schuhe – wie alles andere auch – knapp. Weil die Leute damals überhaupt erst einmal etwas „an den Füßen“ brauchten, kaufte der legendäre Hamburger Kaufmann Werner Otto für „seine letzten Reichsmark“ eine Schuhfabrik im Hamburger Stadtteil Schnelsen. Mit Schuhen konnte er sich zwar nicht groß aus – das gab er selbst zu - aber jetzt kam es erst einmal darauf an, überhaupt Schuhwerk herzustellen und anzubieten.

Als „Gurken“ nicht mehr gefragt waren

Weil die Qualität seiner Schuhe notgedrungen schlecht war, nannte er sie selbstkritisch „Gurken“. Seine Überlegung: Weil die Leute unbedingt Schuhe brauchen, werden sie froh sein, wenigstens diese „Gurken“ zu bekommen. Das ging einige Zeit lang mehr oder minder gut. Dann aber blieben seine „Gurken“ liegen, weil es den Leuten wieder besser ging und jetzt ausreichend bezahlbare Schuhe in besserer Qualität auf den Markt kamen. Kurzum: Otto Normalverbraucher begann, Ansprüche an die angebotenen Produkte zu stellen – und damit auch an die Schuhe. „Gurken“ waren nicht mehr absetzbar.

Der dynamische Unternehmer trat auf

Also gab Werner Otto seine „Gurkenproduktion“ auf. Mit dem zweiten Anlauf begann dann seine legendäre Erfolgsgeschichte. So ließ er mit 6000 DM Startkapital, das aus seiner Schuhfabrik stammte, am 17. August 1949 eine Schuhversandfirma in das Hamburger Firmenregister eintragen. Jetzt bot er Schuhe höherer Qualität verschiedener Hersteller an. Dazu klebte er mit fünf Helfern Fotos dieser Schuhe auf Papier. 28 Paar Schuhe auf 14 Seiten! Daneben schrieben sie mit der Hand die Preise

Bei Beiersdorf ging es unter schwierigen Bedingungen wieder los



Nicht einfach war die Wiederaufnahme der Produktion des Hamburger Unternehmens Beiersdorf mit seinen starken Marken wie NIVEA, tesa und Hansaplast. Weil es traditionsgemäß hohe Qualitätsansprüche stellte, konnte und vor allem wollte es den Markt erst nach und nach beliefern --- dann nämlich, wenn die Qualität stimmt.

Zurück zu den frühen Nachkriegsjahren: Nach 1945 hatten die Siegermächte Deutschland in vier Besatzungszonen aufgeteilt. Jede Siegermacht kontrollierte eine Zone. Hamburg gehörte zur britischen Zone, in der jetzt deren Militärverwaltung Politik und Wirtschaft organisierte. Und das spielte bei der Wiederaufnahme der Produktion vieler Betriebe eine große Rolle. Das zeigte sich, als das bedeutende Hamburger Unternehmen Beiersdorf mit starken Marken wie NIVEA, Tesafilm und Hansaplast wieder produzieren wollte. So waren seine Gebäude von der britischen Militärverwaltung gleich im Mai 1945 teilweise besetzt worden, teilweise waren sie zerstört.

Bis zum Herbst prüften dann amerikanische und britische Kommissionen erst einmal, ob Beiersdorf ein Rüstungsbetrieb war. Und wie auch in anderen deutschen Unternehmen prüften sie Fabrikationsmethoden und Rezepturen, was durchaus auch den Beigeschmack der Industriespionage haben konnte. Dagegen war Beiersdorf wehrlos. Letztlich war es aber auch auf die Besatzer angewiesen. So konnten Krankenhäuser und Großhändler nur mit britischen Fahrzeugen beliefert werden. Und nur mit Hilfe der Briten war es möglich, die während des Kriegs nach Thüringen ausgelagerten Maschinen noch schnell vor der Errichtung der sowjetischen Besatzungszone zurück nach Hamburg zu holen.

Produzieren, was die Bevölkerung am dringendsten brauchte

Trotzdem: Schon Ende Juli 1945 konnte wieder etwas produziert werden. Die britische Besatzungsbehörde hatte nämlich die Herstellung von Pflastern und Schmerzmitteln, Wundsalben, Zahnseife, Mittel gegen Krätze sowie Puder und Cremes für Kinder genehmigt – eben das, was in dieser Zeit am dringendsten benötigt wurde. Dafür durfte Beiersdorf 250 Männer und 390 Frauen einstellen.

Das Fräulein von „gestern“



Noch viele Jahre spielte die unverheiratete Frau als Fräulein eine Nebenrolle im Berufsleben und in der Gesellschaft. Musterbeispiel hierfür war das legendäre „Fräulein vom Amt“, jene Telefonistin, die über Jahrzehnte die Telefonvermittlung per Hand vornahm. Dabei war diese Vermittlung zunächst als reine Männerarbeit geplant. Als sich dann aber herausstellte, dass wegen der ursprünglich schlechten Leitungsqualität höhere Stimmlagen besser zu verstehen sind, durften nur noch Frauen die Vermittlung vornehmen.

Noch in den 50er-Jahren gab es die Bezeichnung „Fräulein“, mit der alle unverheirateten Frauen bis zu ihrem Tod angedredet wurden. So hatte der Verfasser in der Grundschule eine Klassenlehrerin, die nachdrücklich auf die Anrede „Fräulein“ bestand – so wie das in den Schulen üblich war.

Aber auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen gab es das Fräulein. Wer kannte damals nicht das legendäre „Fräulein vom Amt“, jene Telefonistin, die teilweise bis 1987 in der Telefonvermittlung per Hand an einem Klappenschrank gearbeitet hat. Amhur Rebner und Kun Henha schrieben über sie in den Zwanziger Jahren den Schlager „Hallo du süße Klingelfee!“, den Robert Stolz vertonte. Überhaupt war das Fräulein in vielen Operetten und Filmen zu sehen. In den Restaurants und Cafés hieß es „Fräulein, bitte zahlen!“ Fräuleins waren Sekretärinnen, Verkäuferinnen oder sie arbeiteten im Amt.

Sobald ein Fräulein heiratete, hieß sie Frau – und hörte spätestens auf zu arbeiten, wenn das erste Kind kam. Das entsprach dem Modell der Versorgung, die zudem lange Zeit noch vom Staat gefördert wurde. Geprägt wurde diese Familienpolitik vom 1953 berufenen ersten Familienminister Franz-Josef Würling, für den Frauennarbeit einen „gemeinschaftszerstörenden Charakter“ hatte. Für Würling, der bis 1962 Familienminister war, hatte sich die Frau Heim, Mann und Kindern zu wid-

Eine Frau setzt sich durch

Die Rolle der Frau - damals

Christa Heise-Batt

Viele Geschichten aus ihrer niederdeutschen Heimat und ihren weltweiten Reisen hat Christa Heise-Batt in ihren Büchern aufgeschrieben und u. a. bei Lesungen im Ohnsorg-Theater und im Engelsaal vorgetragen - meistens „op Platt“. Über 20 Jahre spielte sie in plattdeutschen Theaterstücken mit. Auch für den NDR arbeitete sie. Ihre künstlerische Heimat ist das Hamburger Kabarett „Die Wendeltreppe“ (siehe S. 15), in dem sie seit 1986 dem Vorstand angehört.



Als Christa Heise-Batt 1937 im kleinen Dorf Wohlde auf der Stapelholmer Geest geboren wurde, war beim besten Willen nicht abzusehen, dass sie in den 50er-Jahren in der Großstadt Hamburg Karriere machen und sich auf der anderen Seite der Erde über Jahre in einer reinen Männerwelt durchsetzen würde. Sie ist das Gegenbeispiel des auf Seite 35 geschilderten „Fräulein vom Amt“, das sich den „weißen Männern“ fügte und eine der damals üblichen Frauenrollen annahm.

Die Ausgangsbedingungen für diese Karriere waren im Grunde genommen denkbar schlecht. Christa Heise-Batt wuchs in einer Welt auf, in der erwartet wurde, dass die Mädchen einen Frauenberuf erlernen und dann nach der Heirat zu Hause bleiben. Schon ihren Wunsch, zur Oberschule zu gehen, bezeichneten die Nachbarn als Spökenkraam: „Das Mädchen sollte lieber Kööksch werden.“ Aber ihre Eltern ließen sich nicht beeindrucken (was in der damaligen Zeit nicht nur „auf dem Lande“ bemerkenswert war) und standen Christa zur Seite. „Das Mädchen geht zur Höheren Schule, und wenn ich dafür eine Kuh verkaufen muss,“ bestand der Vater.

Ab ins ferne Hamburg

Und dann ging Christa Heise-Batt 1954 nach dem Ende der Schulzeit in Husum und Bad Segeberg mit 17 Jahren auch noch allein nach Hamburg, das damals in Wohlde als „weit weg“ liegendes „Ausland“ empfunden wurde. Aber dem Druck der Män-

Zeit des Sonntagsbratens, der Eintöpfe und des Grünkohls



Am Sonntagmittag wurde in Hamburg an einem weiß gedeckten Tisch mit bestem Geschirr, Glas und Besteck gegessen. In „besseren“ Haushalten gehörten dazu auch Tischtücher und Servietten aus reinem Damast, Gläser aus Kristall und Silberbestecke.

Fleisch stand in der frühen Nachkriegszeit nur an Sonn- und Feiertagen auf dem Tisch. Lange Zeit war in Hamburg der Sonntagsbraten der Inbegriff der Feiertagskultur. Die Ausgaben dafür wurden „durch bescheidenere Kost am Sonnabend und Resteessen am Montag“ eingespart.¹ Dienstags und freitags gab es Fisch vom Fischmann, der in vielen Stadtteilen mit seinem Verkaufswagen in die Straße kam. An anderen Tagen standen Eintöpfe, Bratkartoffeln, Frikadellen, gefüllte Schmorgurken oder auch Kartoffelpuffer mit Apfelmus auf dem Tisch. Vieles davon wurde im eigenen Garten geerntet.

Nach wie vor beliebt: Der Grünkohl

Für viele Hamburger war die klassische Hausmannskost damals ein Hochgenuss, - jedenfalls schwärmen viele ältere Hamburger (zu denen auch der Verfasser zählt) heute noch davon. Vielleicht lag es auch nur daran, dass mit Hunger im Zweifelsfall alles gut schmeckt. Beliebt war und ist in Hamburg wie in weiten Teilen Norddeutschlands das Grünkohllessen mit Kassler, Schweinebacke und vor allem der Kohlwurst. Statt Kohlwurst gab es im Hannoverschen und im Lüneburgischen Bregenwurst sowie in der Gegend um Bremen und im Oldenburger Land Pinkel. Da der Grünkohl damals erst genießbar war, wenn der Frost über ihn hinweggegangen war und damit seine Bitterstoffe neutralisiert hatte, warteten wir im Spätherbst erwartungsvoll auf die erste Frostnacht. Wenn der Schlachter aufgepasst hatte, bot er auch gleich am nächsten Tag dazu Kohlwurst an. Der Grünkohl wurde meistens für zwei oder drei Tage gekocht. Heute brauchen wir nicht mehr auf den Frost zu warten, weil es neuere Züchtungen ohne Bitterstoffe gibt. Damit aber fehlt uns auch der jahreszeitliche Reiz.

3. Kapitel

Angekommen in der Normalität

So lebten die Hamburger

HH statt BH

Für eine Reihe Hamburger stand Anfang der Fünfziger-Jahre sogar der eigene Wagen vor der Haustür. Für die Eltern der Verfasserin war es 1954 ein VW-Käfer, natürlich noch mit dem Kürzel „BH“ (Britische Zone Hamburg) auf dem schwarzen Nummernschild. Als es dann 1956 mit dem traditionellen „HH“ auf weißem Schild abgelöst wurde, war ein weiteres Stück Hamburg wiederhergestellt.



Anfang der 50er-Jahre hatten die Autos der Hamburger ein schwarzes Nummernschild mit dem Kürzel „BH“ (Britische Zone Hamburg). 1956 wurde es dann von einem weißen Schild mit dem traditionellen „HH“ abgelöst – ein Schritt zur Normalität (Aufnahme: 1954)

Bis 1953 hatte der Käfer noch ein zweigeteiltes kleines Heckfenster, das entfernt an eine Brezel erinnerte. Der daraus abgeleitete Name „Brezelkäfer“ ist vielen älteren Hamburgern und Hamburgerinnen noch immer geläufig. Die Teilung des Heckfensters war vorgenommen worden, weil gebogenes Glas, das sich dem gewölbten Heck angepasst hätte, für einen billigen Kleinwagen zu teuer gewesen wäre. Aber schon im März 1953 wurde das Brezelfenster durch ein einteiliges ovales Heckfenster ersetzt – man wurde eben anspruchsvoller und entfernte sich insofern immer weiter von der „Nachkriegsqualität“.

Mit dem Käfer ging es am Wochenende in die Lüneburger Heide oder an die Ostsee. Und dann schwärmten die Hamburger von den Alpen in Österreich. Die rasant steigenden Entgelte reichten sogar für eine Reise nach Italien ans Mittelmeer. Aber das war dann noch einige Zeit nicht so einfach. Die Verfasserin erinnert sich noch daran, dass sie dafür mit ihren Eltern und ihrer Großmutter erst einmal auf der Britischen Militärkommandantur am Berliner Tor erscheinen und einen Pass beantragen musste. An Probleme dabei kann sie sich allerdings nicht erinnern. Aber auch das war 1956 vorbei. Vor den Schlagbäumen allerdings musste man noch viele Jahre mehr oder minder lange warten.



Nachkriegsqualität: Bis 1953 hatte der Käfer ein zweigeteiltes Heckfenster, weil gebogenes Glas für einen billigen Kleinwagen zu aufwendig gewesen wäre.

Mit dem neuen Auto fuhren die Hamburger jetzt am Wochenende in die Lüneburger Heide. Und manchmal nahmen sie auch ein Zelt mit (Aufnahmen: 1954).



Die „Trizonesienzeit“ ist vorbei

Kein Schlager traf die Stimmung der Nachkriegszeit so gut wie das „Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien“ von Karl Berbuer aus dem Jahre 1948. Wir können uns noch genau daran erinnern, wie wir im Radio über Jahre diesen humorvollen Schlager über das Besatzungsregime in den drei Westzonen hörten. Er war damals so etwas wie eine heimliche Nationalhymne der Bevölkerung, in der mit einem harmlosen Augenzwinkern über die Probleme mit der Abhängigkeit von den Besatzungsmächten (so wie im Beispiel der Firma Beiersdorf geschildert, siehe S. 31) und die Politik des alliierten Kontrollrats gelästert wurde. Im Frühjahr titelte die altehrwürdige britische Times mit Blick auf das Lied sogar: „Die Deutschen werden wieder frech!“ Die Feinheiten, die wir heute beim Anhören des Liedes geradezu „genießen“, haben wir als Kinder nicht verstanden. So haben wir nicht erkannt, dass mit dem „kleinen Häuflein Diplomaten“ der alliierte Kontrollrat gemeint und aus dem „Deutschen Wesen“ der Nazis das harmlose „Wesien“ geworden war. Für uns zählte die fröhliche Karnevalstimmung im 4/4-Takt, mit dem der damals nicht unproblematischen Kritik die Schärfe genommen wurde. Aber auch auf diese Weise wurde Trizonesien für uns ein Teil der Nachkriegszeit.

Mit dem Käfer ging es am Wochenende in die Lüneburger Heide oder an die Ostsee. Und dann schwärmten die Hamburger von den Alpen in Österreich. Die rasant steigenden Entgelte reichten sogar für eine Reise nach Italien ans Mittelmeer. Aber das war dann noch einige Zeit nicht so einfach. Die Verfasserin erinnert sich noch daran, dass sie dafür mit ihren Eltern und ihrer Großmutter erst einmal auf der Britischen Militärkommandantur am Berliner Tor erscheinen und einen Pass beantragen musste. An Probleme dabei kann sie sich allerdings nicht erinnern. Aber auch das war 1956 vorbei. Vor den Schlagbäumen allerdings musste man noch viele Jahre mehr oder minder lange warten.



Nachkriegsqualität: Bis 1953 hatte der Käfer ein zweigeteiltes Heckfenster, weil gebogenes Glas für einen billigen Kleinwagen zu aufwendig gewesen wäre.

Mit dem neuen Auto fuhren die Hamburger jetzt am Wochenende in die Lüneburger Heide. Und manchmal nahmen sie auch ein Zelt mit (Aufnahmen: 1954).



Die „Trizonesienzeit“ ist vorbei

Kein Schlager traf die Stimmung der Nachkriegszeit so gut wie das „Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien“ von Karl Berbuer aus dem Jahre 1948. Wir können uns noch genau daran erinnern, wie wir im Radio über Jahre diesen humorvollen Schlager über das Besatzungsregime in den drei Westzonen hörten. Er war damals so etwas wie eine heimliche Nationalhymne der Bevölkerung, in der mit einem harmlosen Augenzwinkern über die Probleme mit der Abhängigkeit von den Besatzungsmächten (so wie im Beispiel der Firma Beiersdorf geschildert, siehe S. 31) und die Politik des alliierten Kontrollrats gelästert wurde. Im Frühjahr titelte die altehrwürdige britische Times mit Blick auf das Lied sogar: „Die Deutschen werden wieder frech!“ Die Feinheiten, die wir heute beim Anhören des Liedes geradezu „genießen“, haben wir als Kinder nicht verstanden. So haben wir nicht erkannt, dass mit dem „kleinen Häuflein Diplomaten“ der alliierte Kontrollrat gemeint und aus dem „Deutschen Wesen“ der Nazis das harmlose „Wesien“ geworden war. Für uns zählte die fröhliche Karnevalstimmung im 4/4-Takt, mit dem der damals nicht unproblematischen Kritik die Schärfe genommen wurde. Aber auch auf diese Weise wurde Trizonesien für uns ein Teil der Nachkriegszeit.

Wenn wir Hamburger nach Hamburg fahren



Hamburgs Tor zur Welt heute: Ein regelmäßiger Besuch der Landungsbrücken gehörte für die Hamburger „dazu“. Alle erwarteten, dort große „Pötte“ zu sehen. Heute kommen die großen Schiffe kaum noch über den Köhlbrand hinaus.

Einige Male im Jahr fahren die Hamburger „nach Hamburg“. So jedenfalls drückten es die Harburger, Bergedorfer und Wandsbeker (allesamt Bezirke mit jeweils weit über 100.000 Einwohnern – also selbst jeweils Großstädte) aus, wenn sie in die Hamburger City wollten. Dann ging es mit der Straßenbahn zu Hagenbecks Tierpark, zu Planten und Blumen und natürlich in den Hafen – dem Sehnsuchtsziel der Hamburger; denn hier begann die große weite Welt..

Der Hafen war nach den Bombardierungen im Zweiten Weltkrieg in Schutt und Asche gelegt worden. Tausende von Tonnen Bomben waren auf die Hafenanlagen niedergegangen. Schiffe waren versenkt und Kais sowie Spundwände zerstört worden. Auch die Kräne, Docks und Schuppen waren erheblich beschädigt. Nach dem Krieg hieß es deshalb erst einmal: „aufräumen!“ Es ist kaum zu glauben, dass das Aufräumen und der Wiederaufbau weitgehend abgeschlossen war, als Ernst Hübener 1955 die Fotos auf Seite 65 und 66 machte.

Schon als wir Kinder Anfang der 50er-Jahre zum ersten Mal in den Hafen kamen, sahen wir dort lebendiges Leben und Treiben. Dass es noch Bombenschäden gab, nahmen wir als gegeben hin. Darüber haben wir nicht weiter nachgedacht. Das gehörte in Hamburg damals eben überall dazu.

Von Zöllnern und Schmugglern

In der Speicherstadt im Hamburger Freihafen



Barkassenfahrt
durch die Speicherstadt
- heute -



Als Ernst Hübener 1959 in bei einer Rundfahrt in den Fleeten der Speicherstadt fotografierte, gab es dort noch viele Schuten (siehe Abb. links). Sie brachten die unterschiedlichsten Waren von den Schiffen im Hafen zu den Speicherhäusern. Der moderne Seehandel hat auch diese Welt verändert. Seitdem er von Containern beherrscht wird, wird immer weniger Lagerraum gebraucht. Der Freihafen wurde per 1. Januar 2013 aufgehoben..

Zum jährlichen „Pflichtprogramm“ der Hamburger gehört seit eh und je eine Barkassenfahrt durch die Speicherstadt. Sie genießen den Blick aus den Rundfahrtbarkassen auf die großen Speicherhäuser. Mit rotem Backstein neugotisch gebaut, vermittelten die Gebäude eine scheinbar romantische Atmosphäre, die letztlich nichts mit ihrer Funktion zu tun hat. Mit ihren Giebeln und Türmchen stammen die Gebäude nämlich nicht aus der Zeit der von den Hanseaten so geschätzten Hanse. Sie wurden vielmehr Ende des 19. Jahrhunderts nach Eingliederung Hamburgs in das Deutsche Zollgebiet und der Einrichtung des Freihafens gebaut, den die „Pfeffersäcke“ Bismarck abgerungen hatten. Und das war der zweite Reiz für uns Hamburger: Wir waren hier im Zollausland. Und da ist wie immer an den Grenzen Vorsicht vor den Zöllnern geboten. Ein bisschen Kitzel reizt!

Das Waschbrett wurde aussortiert

Der Siegeszug der Waschmaschine



Wäschewaschen war noch viele Jahre eine mühevoll und anstrengende Arbeit. So wurde gerubbelt, gerubbelt und immer wieder gerubbelt. Die Waschmaschine brachte dann eine gewaltige Erleichterung.



Wie schnell sich die Zeiten doch ändern! Wir haben in unserer Kindheit noch das mühevoll und anstrengende Wäschewaschen unserer Mütter und Großmütter miterlebt. So war das Waschbrett in Hamburg noch bis weit in die 50er-Jahre in Gebrauch. Erst die Waschmaschine brachte die heute selbstverständliche Erleichterung.

Das Waschbrett war 30 bis 40 Zentimeter groß (siehe Abbildung). Auf seinen regelmäßigen Erhebungen und Vertiefungen wurden die feuchten Kleidungsstücke gerieben bis sich die Verschmutzungen lösten. Wir kennen das Waschbrett aus dieser Zeit und können uns an das obligatorische Rubbeln noch gut erinnern. Es war nicht nur die Arbeitskleidung, die gerubbelt und immer wieder gerubbelt wurde. Auch die Hemden kosteten Kraft, weil ihre Kragen meistens recht schmutzig waren. Das lag ganz einfach daran, dass die Wäsche wie alles andere zunächst knapp war und deshalb nicht für einen täglichen Wechsel ausreichte. Außerdem war das Wäschewaschen immer noch eine mühevoll und schwere Arbeit. Immerhin war der Wäschewechsel häufiger angesagt als beim von Otto Reuter 1930 in seinem Couplet „*Und so kommen wir aus der Freude gar nicht heraus*“ besungenen „alten Onkel“, der zu Besuch in seinem Koffer vier Hemden mitbrachte und damit entsprechend vier Monate im Haus blieb. Fritz Reuter sang damals:

*„Zu sein'm Koffer schleichen wir - zähl'n seine Hemden – es sind vier
Na, dann bleibt er ja vier Monat' hier im Haus, und so komm'n wir aus der Freude gar nicht raus.“*



Die Autoren

Diplom-Volkswirt Udo Kruse: Langjährig Leiter der Braunschweiger Kasse (Berufskrankenkasse des Bekleidungs-gewerbes), später viele Jahre Redaktionsleiter, heute freier Autor. Über 200 Veröffentlichungen in Fachzeitschriften und der Publikums- presse über sozialpolitische und sozialge- schichtliche Themen.

Diplom-Kaufmann Silke Kruse: Freie Autorin, zahlreiche Veröffentlichungen über sozialpolitische und sozialgeschicht- liche Themen.

Buchveröffentlichungen: „Und doch war immer wieder etwas los!“ / „Und doch war vieles ganz anders“ / „Und immer wieder droht schöpferische Zerstörung“ / „Wir sind die Obrigkeit“ / „Alles dreht sich um Textilien und Bekleidung“ / „Vieles haben wir dann nicht mehr mitge- macht!“

Sie schreiben gemeinsam seit über 50 Jahren

Das Ehepaar Kruse hat seit Anfang der 70er-Jahre über 200 Beiträge vor allem in Fachzeit- schriften, aber auch in der Publikums- presse über sozialpolitische und sozialgeschichtliche Themen gemeinsam veröffentlicht. Dazu kommen verschiedene Buchveröffentlichungen.

Bei ihren Veröffentlichungen kommt es ihnen darauf an, fachspezifische Themen populär aufzugreifen – sie also auf der Basis nüchterner Fachinformationen (meistens mit Literaturan- gaben belegt) verständlich und interessant aufzuarbeiten. Dass das gelungen ist, wurde ihnen immer wieder bei Lesungen und Infoveranstaltungen bestätigt. Eine große Rolle spielten hierbei auch jahrzehntelange berufliche Erfahrungen (auch und gerade im sozialpolitischen Raum und in der Marktforschung). Heute liegt ihnen viel daran, mit dem so wichtigen zeitlichen Abstand als Zeitzeugen die Nachkriegszeit aufzuarbeiten. Hierbei können sie auch auf ihr Familienarchiv (u. a. SW-Fotos ihrer Eltern) zurückgreifen.

Silke Kruse hat Ende der 60er-/Anfang der 70er-Jahre an der Universität Hamburg Betriebs- wirtschaftslehre studiert. Das war damals eine männliche Domäne. Ihr Abschluss hieß denn auch „Diplom-Kaufmann“. Aber das ist lange her. Jetzt haben die Frauen aufgeholt, und ihr Abschluss heißt „Diplom-Kauffrau“.

Für beide waren neben dem wirtschaftswissenschaftlichen Studium sechs Semester Soziolo- gie enorm wichtig – gerade nämlich in den damals so bewegten Jahren der Soziologie, in der höchst engagiert die Nachkriegszeit aufgearbeitet wurde (1968er-Generation!). Vieles davon ist ihnen heute eine wertvolle Grundlage, um diese Jahre mit Abstand zu interpretieren - so zum Beispiel Alexander Mitscherlichs „vaterlose Gesellschaft“ oder Karl Martin Boltzes „Deut- sche Gesellschaft im Wandel“.

Unser Verlagsprogramm

Hamburg

Altona von A-Z
Barmbek von A-Z
Eimsbüttel von A-Z
Eppendorf von A-Z
Feuerwehr-Buch Hamburg, das Große
Grobecker, Kurt: On air - Reporter beim
Norddeutschen Rundfunk
Hamburg in Luftaufnahmen von 1930
(Bd. 2)
Hamburger Hafen, der
Hamburg im Bombenkrieg - 1940-1945
Hamburgs Neustadt im Wandel
Hamburgs stolze Fregatten -
Konvoischiff fährt im 17. Jahrhundert
Hamburgs Straßennamen erzählen
Geschichte
Harburg - von 1970 bis heute
Harburg von A-Z
Harburgs schönste Seiten
Pompöser Leichenzug zur schlichten
Grabstätte - ... St Michaelis

Nordrhein-Westfalen

Dortmunds schönste Seiten
Düsseldorfs schönste Seiten
Duisburg - Stadt an Rhein und Ruhr
Heinsberg, der Kreis
Kölns schönste Seiten
Siegen und das Siegerland

Baden-Württemberg

Freudenstadt, der Landkreis
Konstanz

Bayern

Boten aus Stein - Alte Kirchen im
Werdenfelser Land, am Staffelsee
und im Ammergau

Schleswig-Holstein

Bad Oldesloe
Bad Segeberg im Wandel
Bad Segebergs schönste Seiten
Kiels schönste Seiten
Sagenhaftes Sylt
So kochte Sylt
Sylt - Die großen Jahrzehnte
Sylt - Noch mehr Inselgeschichten
Sylt im Wandel - Menschen, Strand und
mehr
Sylt prominent
Sylts schönste Seiten

Niedersachsen

Buchholz in der Nordheide
Cuxhaven - Maritime Stadt mit Zukunft
und Geschichte
Cuxhaven - Stadt am Tor zur Welt
Hannover in Luftaufnahmen von 1930
Hannovers schönste Seiten
Hannovers Straßennamen erzählen